

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 132.

Montag, 15. Mai

1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergl

Schluß.

(Nachdruck verboten).

Berlin, Edenhotel, 22. April.

Liebe Fränze!

Nun muß ich Dir doch schreiben — ich habe in den letzten Wochen schon ein paar Briefe an Dich angefangen, aber ich hatte nie den Mut sie abzuschicken. Ich glaube, jetzt gibt es nichts mehr, wovor ich mich fürchte, denn es kann nicht viel Schlimmeres geben als das, was hinter mir liegt.

Wenn ich morgen zu dem Manne fahre, der aus Rußland geflohen ist, dann muß ich es tun! Liebe Fränze, ich wage nicht zu glauben, daß Du mich auch verurteilst wie alle anderen es tun, und vielleicht auch tun müssen. Aber auch, wenn Du mich abtust — ich kann nicht anders.

Ich weiß, daß ich keine Entschuldigung habe. Meine Ehe ist wie hundert andere Ehen, in denen Mann und Frau nicht zueinander stimmen. Es ist keine Tragödie — es ist nicht einmal besonders traurig oder erschütternd, und zum allerwenigsten bilde ich mir ein, daß es ein Martyrium sei. Und ich wäre nicht fort von ihm — wenn nicht dies einzige, eine — das wunderbare geschehen wäre:

Es gibt jemanden — für den ich bestimmt bin! Wenn ich das nicht glaubte, dann wäre das, was ich jetzt tue, genau so unmoralisch und sinnlos, wie Ihr alle annehmt!

Ich habe Dich sehr lieb gehabt und Deinen Jungen. Es ist mir so bitter, daß er nun denkt, ich wäre fahnenflüchtig geworden, nachdem ich versucht habe, ihn zu überzeugen, daß er es nicht werden darf — wenn auch in ganz anderem Sinne. Liebe Fränze, ich weiß, wie Du Deinen Jungen liebst. Es darf Dir nicht wehtun, wenn ich Dir sage, daß wir sehr gut und vertraut zu einander stehen — daß ich ihm etwas sein konnte, wie er allen Mut verloren hatte.

Liebe Fränze, ich bitte Dich, nicht um meinewilligen, sag' ihm, wie ich ging, einmal später in einer Weise, daß er nicht denkt, alles war Lüge, was sie sagte! Ich schreibe ihm nicht selbst — er ist jetzt kaum in seinem Landheim, und ich will nicht, daß er durch mich in Unruhe kommt.

Liebe Fränze — versteh' ein wenig, daß ich zu Frank gehe. Deine Maree.

Dämmerung sank über das Land. Der Wagen hielt auf der Landstraße, seine Insassin hatte eine Autofarte über den Knien entfaltet, die sie studierte. Der Zeigefinger fuhr neben der roten Linie her. „Torndorf . . . Torndorf, ach, da! Noch dreiundsiebzig, nein achtundsiebzig Kilometer . . .“

Maree warf die Karte auf den Sitz neben sich und

pfiff Tux, der auf eigene Faust ausgestiegen war und nach einer Maus buddelte.

„Immer grad' aus, los Tux!“

Weiter brauste der Wagen. Aber die Wege waren am Aufweichen. Maree mußte vorsichtig fahren, obgleich alles in ihr hämmerte. Ab und zu spritzte der Schlamm um sie, langsam alles überkrustend. Einmal mußte man tanzen.

Dann wurde Torndorf passiert. Ja, Rodehnen läge eine halbe Stunde geradeaus, es gäbe nur die eine Landstraße. Sie führte aus dem Ort heraus, durch welliges, graugelbes Land, über das im Frühlingssöhn die Wolken jagten. Da — ein Wirtshaus: an einem Riesenbruch, weiter rechts, abseits der Landstraße, schimmerten Lichter. Das Auto hielt, es schien mit allen Fugen gegen die unmögliche Straße zu rebellieren. Maree stolperte über die Schwelle des Hauses, riß Tux, der über die Hauskante herfallen wollte, am Halsband zurück und öffnete die nächstliegende Tür. Der Wirt kam, sichtbar erstaunt, aus der Küche, seine dicke Pfeife qualmte, und starrte die junge Frau, die da mit heißen Wangen und lebendig wie das Leben selber, in schmutzüberzogenem Ledermantel und Autohaube in die Stille eindrang, wie einen Geist an.

„Guten Abend! Ich möchte wissen, wo das Fischerhaus ist, in dem ein Herr lebt, hier draußen soll es sein . . .“

Ja, das sei schon da, aber gar nicht so nah, zwanzig Minuten seien's schon zum gehen.

„Ich habe mein Auto da,“ unterbrach ihn Maree.

„Auto — mit so einem Ding wollen Sie über die Heide, wo man doch nur an den Birkenstämmen erkennen kann, wie man gehen muß.“ — Fast mitleidig sah sie der Alte an. Maree schüttelte den Kopf: „Dann bleibt das Auto eben hier, und ich gehe zu Fuß!“

Sie schob den Pelzfragen ihres Ledermantels wieder hoch und nahm Tux am Halsband.

Ob sie denn nichts essen wolle — und überhaupt, wo man denn das Auto hintun solle — und ob sie wisse, daß der Herr wahrscheinlich verreist sei —

Auf die letzte Frage fuhr Maree herum. Verreist?

Ja, er sei mit dem Boot weg, vielleicht käme er heut' abend schon wieder, vielleicht erst morgen. Der Alte sah Maree prüfend an, der Blick seiner hellen Augen ging durch und durch.

„Sind Sie verwandt mit unserem Herrn?“ fragte er schließlich.

„Ja.“ Die junge Frau nickte zögernd, „und kommt er wohl erst hier vorbei auf seinem Rückweg?“

„Nein, er kommt mit dem Motorboot zurück, von der Seeseite also . . . Ja, und der Weg —“

Der Alte kam mit Maree heraus und deutete nach Westen.



Die ita
as. Ber
Abteilung.
langst
matie in
länder hab
Delegierten
don zu ber
gange in
in Genf, M
mit dem
schäfter für
Roman De
Die Parise
kommen, da
gen, denen
don voraus
zu eine
Mütern
klärung
und eine V
im Reichst
In England
Besprechung
nicht, daß r
Kollid zu
englische R
den Plan

„Immer da an den Breteln entlang, ab und zu steht da ein Stämmchen, Sie sehen's bald liegen. So ein kleines Haus am Hügel.“

Maree gab ihm Geld, er versprach, das Auto die Nacht über in die Scheune zu schieben, und dann wanderte sie los.

Im Westen brach ein zarter Lichtschein durch die ziehenden Wolken, blau zogen sich die Hügelketten, Sand und Gras ringsumher. Und dann begann es fern — fern zu brausen. Das war nicht Wind. — —

„Tuz, das ist die See —“

Mit ungestümer Bewegung riß sich Maree die Lederhaube vom Kopf, der Wind zerrte ihr die Haare um die heißen Wangen.

Und da — über dem letzten blauen Hügel, da hob sich schmal und dunkel ein kleines Haus. Maree blieb stehen, ihr schossen die Tränen in die Augen, — sie spürte glühend, was die alten Heiligen gefühlt haben mochten, da sie hinanfen und die Erde küßten, die ihnen geweiht schien. Ach, gab es so etwas wieder, — dies kleine stumme, einsame Haus — und umschloß das Geliebteste in der Welt — — —

Langsam kam sie den Hügel herauf. Die Tür war verschlossen, kein Licht hinter den Fenstern. Also war er noch nicht zurück. Aber hinein mußte man. Hier draußen stürmte der Wind, der von der See kam, als ob er einen über den Haufen werfen wollte. Die Fenster waren niedrig und ohne Läden. Maree wickelte sich die Autohaube um die Hand und drückte mit festem Druck die eine der kleinen Scheiben ein. Jetzt konnte man den Riegel öffnen. Sie zog den schweren Mantel aus und schwang sich über die Brüstung. Und stand in dem dunklen und fremden Raum.

Maree tastete nach ihrem Feuerzeug und schlug Licht. Die kleine Benzinflamme warf einen schwachen Schein — auf ein winziges Gemach, mit Backsteinfliesen, einer geschnitzten Bank an der einen Wand und einem breiten Kamin an der anderen. Ein Kessel hing an der Kette von dem Rauchfang herab. Ein Stuhl in der Ecke, dunkel, mit geflochtenem Sitz, an der Decke ein Segelschiffmodell, Gewehre an den Wänden. An dem dunkelbemalten Schrank lehnten ein paar Ruder. Und da war noch eine Tür. Maree öffnete. Der Raum war noch kleiner. Eine niedrige Bettstelle, mit buntem Leinen zugedeckt, eine Kommode mit Stapeln von Büchern. Und da eine Petroleumlampe. Maree zündete sie an, und ging in ihrem Schein auf den kleinen Vorplatz hinaus, ließ Tuz durch die Tür und verschloß sie dann wieder.

Und sah über die Räume hin, mit großen, nachdenklichen Augen. Das war jetzt sein Haus, seine Zuflucht, da waren seine Dinge. Langsam stellte sie die Lampe auf den Tisch. Wie seltsam fremd das alles war und doch von geheimem Leben erfüllt. Irgendwann — in tiefem Traum, hatte man das schon einmal erlebt. Nur genau besinnen konnte man sich nicht mehr darauf.

Überhaupt — besinnen! Ach, diese Stille — und wie müde man war. Zu Tode müde! Tuz hatte eine Matte gefunden, auf der er zusammengerollt schlief.

Langsam ging Maree ins Nebenzimmer. Mit letzter Energie schraubte sie die Lampe herunter, und sank aufs Bett, wie ein erschöpftes Kind.

„Tuz, jetzt machen wir Feuer!“

Maree stand noch schlafbefangen an der Tür. Wie oft war sie heute nacht hochgefahren, wenn der Wind ums Haus sang und die Balken geknackt hatten. Und war immer wieder eingeschlummert in bleierner Müdigkeit.

Graues Morgenlicht fiel durchs Fenster, als sie vor dem Kamin hockte und die Stämmchen anblies. Tuz hatte sich über eine harte Wurst hergemacht, die seine Herrin im Schrank vorgefunden und brüderlich mit ihm geteilt hatte. Jetzt spitzte er plötzlich die Ohren. Und fuhr knurrend an die Türe. Maree, die mit einem riesigen verrußten Blasebalg und einem Feuerhaken von Armeslänge am Kamin hantierte, hörte es erst im Eifer gar nicht. Sie zuckte zusammen, denn draußen waren Schritte zu hören. Ihre Glieder waren wie Blei, als

sie sich aufrichtete, aber um alles in der Welt wäre es nicht möglich gewesen, sich jetzt vom Kamin wegzurühren.

„Es kann — das wird jemand vom Dorf sein . . .“ dachte sie mit zitterndem Herzen. Sie hatte nicht die Kraft, den Hund zurückzurufen.

Die Tür ging auf. Frank Offersdorfs blonde Riesengestalt stand an der Schwelle. Blicke wie erstarrt und sah auf die Frau, die neben dem brennenden Feuer stand.

„Maree?“ jagte er langsam, als begriffe er's nicht.

„Ja — ich!“

„Du — ist das möglich?“ Er ließ die Tür auf und kam auf sie zu, blieb vor ihr stehen, tiefe Fassungslosigkeit im Gesicht.

Maree sah zu ihm auf, ernst und vertrauend wie ein Kind:

„Ich bin hergekommen, weil du nicht zu mir kamst.“

Sie sagte es sehr einfach.

Durch die Gestalt des Mannes ging ein Zucken. Er beugte sein erschüttertes Gesicht herab, sie umschloß seinen Kopf mit ihren Armen.

Keiner von ihnen sprach ein Wort.

E n d e .

Wein.

Der Gärtner hat den Wein am Haus beschnitten.
Am Boden wellen nun die zarten Reben.
Der Weinstock blutet. Er hat hart gelitten.
Das Messer traf sein vollstes, feinstes Leben.

Ich bin ein Weinstock, und mit tausend Trieben
Und Ranken muß ich in das Leben greifen
Und seine Zweige, sie umklammernd, lieben.
Und nur der Herbst kann meine Früchte reifen.

Komm Gärtner denn, die Ranken mir zu schneiden.
Und wenn es wehtut, will ich doch nicht klagen.
Für meine besten Kräfte muß ich leiden,
Um sie zu sammeln, daß sie Früchte tragen.

Ilse Franke.

Stadt der Weite.

Von Liesbet Dill.

„Die Stadt der Gärten“, Zürich, steht in grüner Pracht. An dem breiten Ufer des langgestreckten, blaugrünlichschimmernden Züricher Sees, der sich am Fuß der Alpen hinschmiegt, blühen die Alleen, in den Anlagen und den Gärten der Villen, die das Ufer einrahmen, die gelben Sträucher, die rosa Mandelbäume, die weißen Apfelbäume und Pfirsiche. Ein entzückendes Bild empfängt man beim Eintritt in die Stadt. Die alte Limmat teilt den Kern der Stadt in zwei Hälften, sechs Brücken vermitteln den Verkehr. Der gepflegte Alpenort ist belebt, unter den Kiepen, hohen Bäumen wandeln die Fremden, die Studenten, die aus allen Ländern herreisen an Zürichs Hochschulen. Alte Schweizer Patrizierhäuser stehen hier. Paläste in weißem Marmor, große Geschäftshäuser und Banken. Die Anlagen beschließt der Belvoirpark, eine prächtige breite Raibrücke fährt über die Limmat. Am Ufer blühen die Kastanien in dem „Bauschänzli“, die alte Fraumünsterkirche mit der uralten Krypta reckt ihre Türme zum blauen Himmel auf. Hoch ragt in der Ferne der schneebedeckte Säntis, der Uirostock, dahinter der Titlis, der Rigi und die schneeigen Gipfel der anderen Alpen.

Ein angenehmes, weiches Klima herrscht hier. Auf den sonnigen Uferabhängen gedeiht sogar ein kräftiger Landwein. Schöne Waldwege führen um den See, auf den Züricherberg, den Ukli, den Döbel, von wo man eine herrliche Aussicht über die Stadt hat. Der erste Eindruck, den man in Zürich empfängt ist: Weite. Die Weite der Aussicht ist bestimmend. Alles ist hier weiträumig, man hat hier Platz. Von den Fenstern und Terrassen der Häuser am Seeufer die Aussicht auf Stadt, See und Berge ist, die in Zürich immer wieder entzückt . . .

Die Stadt trägt internationalen Charakter, man hört auf der belebten Bahnhofstraße, in den eleganten Cafés, der Halle der großen Schweizer Hotels mehr fremde Sprachen als Schweizer Deutsch. Man findet Geschäfte mit modernsten Auslagen, große Banken, lichterglänzende Hotels mit der bekannten Schweizer Sauberkeit und der berühmten Küche, die raffiniert und nahrhaft zugleich, die Vorzüge der internationalen Großstadt und des gesunden Landes vereinigt.

Es gibt eine französische und englische Kirche hier und weltbekannte Sanatorien. Es ist die Stadt der Kongresse, der Volksschule. In dieser modernen, lebhaften Stadt kann man trotzdem ruhig und einfach ländlich leben. Der See und seine Ufer sind groß, eine kräftige, reine Luft von Wald und Bergen strömt durch die alte Stadt. Viele Schweizer Rentner leben hier zurückgezogen in ihren reizenden Häuschen am Seeufer, umgeben von gepflegten Gärten. Es ist eine Stadt der Tradition, eine alte Kunststätte, Viele berühmte Männer haben sich hier angesiedelt. Der Dichter Gottfried Keller ist in Zürich geboren, und Conrad Ferdinand Meyer. Im 16. Jahrhundert hat Ulrich Zwingli hier gepredigt und hat die Stadt zum Ausgangspunkt der Reformation gemacht, der weiße Lavater und der berühmte Pestalozzi sind Söhne Zürichs.

Immer schon hat die Stadt große Geister angezogen, Wieland und Klopstock haben den Zauber des Züricher Sees besungen, Goethe und Kleist haben hier gewohnt, entzückt von der fruchtbaren Lieblichkeit der Landschaft und der internationalen Großzügigkeit der Stadt. Richard Wagner wurde Zürich zu einem Myhl, und dieser Gastfreundschaft verdankt die Nachwelt seine schönsten Werke. Der „Tristan“ wäre nie entstanden, wenn Wagner Zürich nicht gesehen hätte. Hier vollendete er die „Meistersinger“, schuf den „Tristan“ und hat in der Nähe, in dem stillen Triebischen seine glücklichsten Jahre verlebt.

Es ist eine Stadt der Wissenschaft, der Kunst. In der „Tonhalle“ mit dem wundervoll zusammengestellten Orchester finden große Konzerte statt. Bereits im ersten Jahrhundert war Zürich ein bedeutender Handelsplatz. Noch heute gilt Zürich als Schutzbürg der Reformierten Kirche. Es hat eine ziemlich blutige Geschichte und ist nicht von Belagerungen und Kriegen verschont geblieben, aber heute steht es da als die größte Stadt der Schweiz mit mehr als einer halben Million Einwohnern, großen Seidenfabriken, einer Industrie, die schon seit dem 13. Jahrhundert betrieben wurde, — seine Baumwollindustrie beschäftigt heute viele Tausende von Arbeitern. Das „Literarische Museum“ wie das Schweizerische Landesmuseum enthalten bedeutende Sammlungen schweizerischer Altertümer, die Stadtbibliothek mit ihren interessanten Manuskriptsammlungen, dem „Gottfried-Keller-Zimmer“ und dem „Zwinglimuseum“.

Die Stadt hat zwei verschiedene Gesichter. In der „Altstadt“ mit ihren engen, mittelalterlichen Gassen, den schmalbrüstigen Patrizierhäusern mit ihren Erkeren und schwer geschmückten Haustüren, den ehrwürdigen gotischen Domen, den behäbigen Junsthäusern am Fluß, fällt man sich in Faulstiche Zeiten versetzt.

Die alten Pfahlbauten in der Umgebung Zürichs, die im Landesmuseum aufbewahrten Waffen aus der Bronzezeit, bezeugen, daß die Stadt schon in vorzeitlichen Tagen bewohnt war. Zurzeit der Römer war der alte „Linderhof“ inmitten der Stadt eine Zollstätte der Helvetier. Zürich soll ein Lieblingsaufenthalt Karls des Großen gewesen sein. Im 13. Jahrhundert wurde Zürich freie Reichsstadt, aber die Handwerker revoltierten, bis man ihnen im hohen Rat Sitz und Stimme gab. Belagerungen, die „Mordnacht zu Radwil“, Bündnisse und Verschwörungen mit anderen Städten haben Zürich immer wieder in Kriege geführt, bis es schließlich daraus hervorging, als die größte Stadt der freien Schweiz.

Überschreitet man die Brücke, empfängt uns strahlende Helligkeit, brausendes, modernstes Leben. Man braucht sich nicht zu langweilen in Zürich. Wer Sport treibt, hat auch im Winter gedeckte Tennishallen und Golfplätze, ein modernes Strandbad am Ufer des Sees, eine Freiluftkunstbahn, sogar die schönsten Reitwege durch die Wälder, alljährlich finden Pferderennen in Zürich statt. Man hat hier Schwimmhallen in Fülle und der Ruder- und Motorport ist sehr entwickelt ...

Wenn der Abend sich blau über die lichterleuchtende Stadt senkt, tönen aus den kleinen Kirchen am Ufer die Stimmen vieler Gloden, und in ihre ersten Töne mischt sich hell das ferne, melodische Geläut der Kuhgloden heimziehender Herden im Tal ...

Auf dem rechten Fleck.

Von Gustav Halm, Köln.

In das festliche Blitzen und Funkeln eines Saales im Potsdamer Königsschloß trat mit militärischem Gruß der Junker im Leibkürassierregiment, Hans Joachim von Bassenthien. Braun und rot im Gesicht wie ein ländlicher Apfel, mit verwundernden Blauaugen, in deren Winkel ein Schelm verborgen saß, blieb er gebendet vor der Kostbarkeit der mit erlesenen Porzellan und Silber reich geschmückten Tafel stehen. Aber die Anwesenden, sieben, acht höhere Offiziere, ließen ihm keine Zeit zur Betrachtung.

„Donner und Blich, Junker“, redete ihn der Oberst von Kaldreuth an, „krieg Er mir jetzt nicht die Mausepferde! Er wird Sein Mundstück brauchen müssen, Er Himmelschwerenöter!“ „Und stopf Er sich über Tisch nicht die Badastrümpfen zu voll, daß Er dem König Rede stehen kann, Bassenthien!“ meinte der General von Seydlitz. „Weiß Er

wohl, daß nicht Seine Person, sondern einzig und allein Sein vorwichtiges Blappermaul zu Tisch geladen ist?“ — „Zu Befehl, Excellenz“, antwortete der Junker, „bei Tafel ist ja wohl auch das Mundwort die Hauptsache, mit Respekt! Ich werde der glorreichen Armee im Essen keine Schande machen.“ — „Ach was: Essen!“ polterte der General. „Und hat sich was mit der glorreichen Armee! Nirgendes im Land steht irgendein windiger Franzmann, den man hinaussprengein könnte! Kann mir denken, daß Er drei Fasttage eingelegt hat, um heut' Seinem pommerischen Magen recht was zugute zu tun, Bassenthien! Aber stopf Er sich nicht voll, wie eine pommerische Mastgans! Treib Er keine Fazen, Junker! Er weiß wohl, wie ich's meine. Ich habe Seiner Majestät von Seinem verteuflsten losen Schnabel erzählt. Hat dem Alten Friken eine rechte Freude gemacht, mein' ich. Der König hat's gern, wenn seine Offiziers ihren Schnabel zu was anderem zu brauchen wissen, als zum Dinieren, Renommieren und Schamunzeln. — Ein guter Witz macht dem König einen Heiden Spaß, auch, wenn er's manchmal nicht wahr haben will. Hab' ihm von Seinen spaßigen Einfällen und jutzigen Schnurren berichtet, Bassenthien. Daß Er mich nicht im Stich läßt heute! Dienstlicher Befehl: Er gibt dem König so schlagfertige Antworten, wie Er sie sonst in Vorrat hat! Blamier' Er mich nicht, Bassenthien!“

„An mir soll's nicht fehlen, Euer Excellenz“, gab der Junker gleichmütig zur Antwort, „freilich, die besten Wiße sind immer die, die man nicht erst ein Jahr lang auf Vorrat abgelagert hat. — Aber muß ich dem König wirklich die Hand küssen, wenn er eintritt? — Und wie soll ich ihn kennen?“

„Wer wird den großen König nicht kennen, Junker? Groß heißt er, aber klein ist er, — ein alter Mann im blauen Rod mit einem einzigen silbernen Stern. Er mag nur auf die Augen achten, die großen blauen Augen, so kann Er's nicht verfehlen. Und freilich wird Er ihm die Hand küssen, Bassenthien. Dafür ist es eben der König. Und ein König dazu, den uns keiner nachmachen kann.“

Der Junker schickte sich an, ein paar despektierliche Worte über Inechtiiche Unterwürfigkeit zu murmeln; doch in eben dem Augenblicke sprang eine der großen Flügeltüren in seiner Nähe auf, und ein älterer, untersehter Herr im blauen Rod, den strahlenden Stern auf der Brust, trat ein. Der heftete sein großes Auge auf den Junker, den er in diesem Kreise nie gesehen... Schon sprang Bassenthien auf ihn zu, und in langgestauter, nun sprudelnd überquellender Ehrfurcht und Bewunderung beugte er sich tief vor dem Eintretenden und küßte ihm nicht ohne Erschütterung die weiße Greifenhand.

„Aber — wie ein Kreisel, den die Peitsche trifft — schnellte er herum, als eine Woge von Gelächter, leise herbrandend, anschwellend, sich überschlagend, plötzlich um ihn aufschäumte; in lauter lachende Gesichter sah er hinein, und da er zornig und errötend nach der Ursache forschend um sich blickte, legte des Königs Vortrater, der ihm am nächsten stand, die Hand besänftigend auf seinen Arm und sagte:

Den ungern gegebenen Handkuß wird Er noch einmal geben müssen, Herr von Bassenthien. Diesmal hat Er den Unrechten erwischt. Das war der königliche Oberstallmeister Herr von Maltzahn. Freilich, der trägt sich wie Friedrich selbst und wird auf die Verwechslung nicht wenig stolz sein. — Aber da kommt der König!“

Des Junkers zweiter Handkuß wird dem ersten an Inbrunst und ehrerbietiger Glut nicht gleichgekommen sein. Denn Begeisterung wärmt man nicht auf wie eine Speise, und ein Guß Wasser ins Feuer wirkt nicht eben entflammend. Aber da man dann bei Tafel saß, der pommerische Junge in aller unbekümmerten Ahnungslosigkeit zwischen den großen Helden seiner Zeit, — da vergaß er's wieder und gewann seine Verehrung und Liebe im Anschauen des großen Königs schnell zurück.

Plötzlich sah er Friedrichs leuchtendes Auge auf sich hasten. — „Das ist ja wohl der Junker, von dem mir meine Generals ein paar Dukend maulgewandte Affairen erzählen?“ wandte sich der König an den General von Winterfeldt, der neben ihm saß. — „Zu dienen, Majestät“, antwortete der General, „und eben erst hat er uns wieder köstlich amüsiert mit einem Streich, bei dem ihm allerdings das Maulwerk nicht auf dem richtigen Fleck saß: Den Handkuß, den er verehrungsvoll für Eure Majestät aufgehoben hatte, — einer Potsdamer Jungfer vom Munde abgepart! — Konnt' er nicht sink genug loswerden, da hat er ihn an Eurer Majestät Oberstallmeister, Herrn von Maltzahn, verschwendet!“ — „Dem wird er gut getan haben“, sagte der König lächelnd. — „Es war wohl für den jungen Menschen eine Art Generalprobe“, meinte ein anderer, „man munkelt, die Pommerer beugen den Nacken nicht gern zum Handkuß. — Eine Art Scheinangriff auf markierten Feind also wohl!“ — „Nein,

Es wird
Seelin,
ber am
Amerita ab
einige Tage
hofft in de
Qualspruch
legung

„nein“ sagte der König, „das ist schon so der pommerische Junker Art. Man bezieht nichts als nährliches Zeug von ihnen. Auf Stube und allenfalls auf dem Exerzierplatz und in der Kneipe nehmen sie die Baden voll, und wenn sich's drum handelt, hat keiner von ihnen den Mund auf dem rechten Fleck.“

Da litt es den Junker nicht länger. Aufspringend stieß er seinen Teller zurück und rief heftig, aber es lag neben aller Beschämung auch Bewunderung und verhaltener Respekt in seiner Stimme:

„Euer Majestät wollen gütigst verzeihen... Aber die Scham hielt mir den Mund zu. Hab' ich doch soeben einen Pferdeapfel für den Reichsapfel angesehen!“

„Der ist aus dem richtigen Holz“, sagte der König in all die lachenden Gesichter hinein, „so lieb' ich meine Junker. Der wird auch schlagfertig stehen, wenn der Feind über ihn kommt. Treu! Er her, Junker, nehm' Er meine Hand, — 's ist zwar nicht mehr als ein Häuflein Knochen, — aber wenn's Ihm Vergnügen macht, küß' Er sie noch einmal!“

Wie ein Heiligum jog der Junker, ohne über Knechtschaft und Unterwürfigkeit zu munkeln, Friedrichs zarte, blaueädrerte, gebrechliche Hand an seine Lippen. Aber nach diesem Kusse, in den er alles verzehrende Feuer seiner begeisterten Jugend hineingab, konnte er sich nicht verkneifen, zu sagen:

„Diesmal hat auch der pommerische Junker den Mund auf dem rechten Fleck gehabt, Euer Majestät!“

Konudsch und Jekutsch.

Russische Skizze von Otto Voris.

Sie wohnten beide in demselben Bezirk; aber sie trafen sich sehr selten; denn der Bär Jekutsch hatte einen heftigen Widerwillen gegen die Menschen im allgemeinen, gegen den Bauer Konudsch aber im besonderen. Ein Wintermorgen hatte sich ihm unvergeßlich in die Schwarte geprägt: Noch heute juckt ihm bei Tauwetter das Fell auf der gewaltigen Hinterkeule, wo das gehackte Blei eines groben Bauern hingeraten war.

Jekutsch verbrachte sein irdisches Dasein zwischen den Sumpfläichen der Lunden, wo sich weite, einsame Wälder auf dürrtem Sandboden hinzogen. Dort konnte man leicht die Wurzeln aus der Erde scharren: es gab saure Schlehcn, im Herbst Fiesel und viele Moosbeeren, zuweilen auch ein Stück krankes Wild, so daß es Jekutsch noch jedesmal gelang, das nötige Fett für die Bett-schwere des Winterlagers zusammenzutreiben.

Der Bauer Konudsch hingegen verdiente als Kreiser einer Bärenagentur aus Petrograd sein Winterbrot. Sobald die Schneebede fehlte, Tannen und Kiefern sich unter der weißen Last bogen, die Birken und Espen aber wie bezudert ausfahen, umschürzte Konudsch sorgfältig seine Weine, schürzte die Art, suchte den biden Kabbistod aus dem Winkel, tat Brot und eine Flasche mit Wodka in einen Leinenbeutel, den er auf der Schulter trug, und zog dann tagelang durch die schweigenden Wälder, um Bärenspuren auszumachen. Hatte er Mischla im festen Lager schlafend bestätigt, dann zeigte er ihn wie einen Verbrecher in der Hauptstadt an. Das weitere kümmerte ihn nicht. Es genügte ihm, die 30 Rubelchen einzustreichen, wenn sich der Bär im Treiben vorfand. Dann gab's Wodka und andere gute Dinge in Hülle und Fülle.

Zwischen dem Bären und dem Kreiser entwickelte sich ein seltsames Verhältnis. Obwohl Konudsch seinen Freund zu dem besten Onkelchen und Ernährer der Familie ernannte, mißachtete er sein Ruhebedürfnis soweit, daß er ihn in jedem Winter dreimal verkaufte. Was Wunder, wenn Jekutsch ihn bitter haßte und seinen Umgang mied. Mit dem behaglichen, wochenlangen Schlafen unter dichten Jungtannen, im Gestrüpp eines Windbruchs oder im Wurzelloche eines gestürzten Baumes wars aus. Schlechte Träume quälten ihn. Er dämmerte nur leise vor sich hin; denn es dauerte nie lange, bis ihn die Bitterung Mensch aufschreckte. Anfangs wartete er, daß sich der Störenfried entfernen sollte und brüskelte weiter vor sich hin.

Doch der Halbtschlaf war schwer wie ein Alpdruck. Er erhob sich; der Wind trieb ihm nun die verhasste Bitterung, gemischt mit greulichem Fuselgeruch, schwadenweise in die Nase. Nichts Gutes ahnend, wollte er sich brüden — aber da gings schon los: Geschrei, Gebrülle, Getreisch, Pfeifen, Klappern und Trillern. Eine unheimlich tobende Menschenmasse empfing ihn: Er kniff die Ohren und den kurzen Schwanzstummel ein und ging wutentbrannt ab wie ein ausgepiffener Schauspieler, nur daß man ihm zum Überflus noch ein paar Schüsse nachbrannte.

Kaum hatte er sich ein paar Meilen weiter eingeschlagen, so beängstigte ihn wieder derselbe Geruch. Dasselbe Spiel begann von neuem: Gebrüll, Getreisch bis zu den Schüssen. Der arme Jekutsch ahnte nicht, daß Konudsch seinen fuselbustenden Pelz zwei Stunden vor Beginn des Treibens vor dem Winde dicht

beim Lager aufgehängt hatte. Es kam so weit, daß Jekutsch ihn nicht mehr riechen konnte und in irrsinniger Flucht davonstob, sobald er nur das leiseste Kästchen von dem Bauern in die Nase triegte. —

Dann kamen andere Zeiten. Die Fürsten und Ausländer blieben weg. Man hörte etwas von Krieg. Junge Leute wurden aus dem Dorfe geholt. Sie kamen nicht wieder. Viel bedrucktes Papier trieb sich beim Postmeister herum. Brot, Gräbe und Krwas wurden so teuer, daß man sie nicht bezahlen konnte, obendrein kamen noch Leute und wollten Geld haben, das sie Steuern nannten. Da gab Konudsch die Hoffnung auf bessere Zeiten auf.

Er hatte verlernt zu arbeiten, denn er war gewöhnt, das Fell seines lieben Onkelchen Jekutsch zu vertrinken. Die Bauernwirtschaft verluberte; die Kinder bettelten. Die Frau grämte sich und wurde krank. Er selber aber lebte von der Erinnerung. Niemand konnte ein Schnäpßchen mit ihm trinken, ohne eine lange Vorebde auf Väterchen Jekutsch anhören zu müssen.

Konudsch wurde zum Gelpödt. Die Jungen schrien ihm auf der Straße nach: „Was macht Väterchen Jekutsch?“ Dann lächelte er in sich hinein und sagte: „Lach's nur, der wird's noch schaffen.“

Und wieder ging ein harter Winter über das Land. Da hielt ein fremder Herr aus dem reichen Amerika vor dem Posthaufe. In Scharen strömte das Volk herbei, um keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, etwas zu verdienen. Auch Konudsch kam. Er dachte nicht anders, als daß die alten Zeiten wieder erwacht wären. Man lachte ihn aus und drängte ihn fort.

Konudsch konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Es war ihm klar, daß es sich nur um Jekutsch handeln konnte. Am Morgen, ehe ein Pferd vor der Troika dampfte, kniete er mit Tränen im Auge vor dem Gefährt. Der Fremde war ein stolzer Herr. Er allein wollte den Bären nur von dem Jäger begleitet im Lager angreifen. Er wies alle zurück, aber mit dem zitternden Alten hatte er Mitleid. Er hieß ihn aufsteigen, damit er beim Ausladen der Beute helfen sollte. Die umstehenden Leute johlten und lachten gröhrend hinter dem Schlitten her.

Der Schlitten hielt weit draußen im Walde. Die beiden Jäger machten sich für den Firschgang fertig. Konudsch durfte nicht mit. Er umschlich den Schlitten, bis der Jantschit, der Kutscher, tief im Schlaf versunken war. Da zog Konudsch hastig auf der Fährte der Jäger los. — — —

Die beiden Fremden stampften durch den hohen Schnee. Sie suchten den Bären. Sie spürten die Jungtannen ab. Sie warfen nach jedem Erdhumpel mit Knüppeln: „Mischla!“ Nichts.

Der nordrussische Abend sank schnell. Der Wind zog eiffig. Die Hände konnten das Gewehr kaum halten. Der Himmel wurde wie ein grauer Sad, leichter Schnee fiel. Da gabs auch der zähe Angelsacke auf. Noch einen letzten Schlud aus der Thermosflasche und dann Pascholl nach Hause.

Doch da hob es sich unmittelbar vor den Füßen der beiden Männer aus dem Schnee: Eine furchterregende Gestalt stellte sich auf die Hinterbeine: Onkelchen Jekutsch. Sein mächtiges, gelbes Gebiß glänzte unheimlich. Ein schneller Hieb seiner Vorder-tate, der Jäger lag weit ab im Schnee und konnte sich nicht erheben. Dann warf sich der Furchtbare auf den Amerikaner. Der zog schnell den schweren Pelz über den Kopf und suchte in der Tasche nach der Kehrladepistole. Doch schon knakte es in seiner Schulter. Ein gräßlicher Schmerz lähmte jede Bewegung. Er fiel zusammen, und Jekutsch sehte wütend an dem Pelzbündel herum.

Blödsinnig aber hielt er inne. Eine abscheuliche Bitterung stach ihm in die Nase. Es roch wieder nach Geschick, Gejohle, Gebrüll. Er hob entsetzt den Kopf. Da sah er seinen Widersacher. „Ei, Väterchen, wer wird denn gleich so böse sein?“ Klang's, und ein Duft von Fusel und schlechten Kleidern kam mit den Worten zusammen zu dem Bären.

Jekutsch verlor die Nerven. „Hol euch alle die Stiefmutter des Satans!“ dachte er und kaufte davon. Nur eine stiebende Schneewolke ward hinter ihm sichtbar.

Konudsch war sehr betrübt. „D, dieser Jekutsch!“ Mit Mühe erreichte man die Troika. Die Heimkehr wurde eine Trauersahrt mit Stöhnen. „Pascholl, ubegall!“ — sagte der Bauer nur noch und ließ die Hand müde fallen, als man nach dem Erfolg der Jagd fragte.

Am nächsten Tage konnte er es aber doch nicht unterlassen, sich nach alter Gewohnheit die 30 Rubelchen auszubitten. Der Herr war krank und ließ ihn nicht vor.

Konudsch stand betrübt auf dem Flur. Da kam der Postmeister zu ihm heraus und reichte ihm die Hand: „Bist ein Glückspilz!“

Der Bauer kratzte verlegen in dem schütterten Haar: „Ach nicht doch, Väterchen.“

„Was denn?“ sagte der andere freundlich. „Bist doch jetzt Lebensretter und bekommst bis an dein Ende eine monatliche Leibrente. Kannst dich nun in Ruhe totlaufen.“

Da glitt ein Strahl inniger Erkenntnis über das alte Gesicht. „Habs ja immer gesagt, Onkelchen Jekutsch! Rein, dieser Jekutsch!“ Und Konudsch torkelte langsam von dannen.